

worden. — Es wurde beschlossen, diese Angelegenheit dem bevorstehenden Sächsischen Stickerkongress zu unterbreiten. Hinsichtlich der zweiten Frage, die Erhöhung der Löhne für Lohnsticker betreffend, wurde einstimmig eine dahingehende Resolution gefasst, daß allen Lohnstickern zu empfehlen sei, eine Lohnerhöhung von 20% auf Cambric und 30% auf Tüll zu verlangen. Denjenigen Stickern, welche keine eigenen Maschinen haben, welchen aber gleichfalls die Löhne verringert worden seien, wird empfohlen, eine Lohnerhöhung von 10% anzustreben.

— Kirchberg, 29. September. Bei der am vergangenen Sonntag im benachbarten Sauerstorf stattgehabten Fahnenweihe hatte der hierzu mit anwesende Militärverein Stübengrün einen Verlust zu beklagen. Als man dessen Fahne, wie die der anderen Militärvereine über dem Musikorchester des Meierschen Gasthofsaales herabhängend befestigen wollte, führte sie mit einer gerabe über ihr befindlichen Petroleumlampe eine derartige Carambolage aus, daß der Delbehälter zerbrach und der Inhalt sich über diese Fahne ergoß. — Ferner kam allen Beteiligten des Weiheaktes, Vorstehern, Festungsfrauen und Gesangsvereinen, circa 100 Personen an der Zahl ein nicht geringer Schreck auf dem Podium an, als sich dasselbe gegen 1/2, m plötzlich senkte. Sonst aber ist hierbei kein Vertuit weiter eingetreten.

— Ein etwas sonderbares Vergnügen machte sich am Donnerstag ein in einer Privat-Casinerie in der Berlinerstraße zu Großenhain installirtes Husarenpferd. Von unwiderstehlichem Wissensdurst getrieben, stieg es die vom Stalle nach den Wohnungen der Husaren führende ziemlich enge und steile Treppe hinauf. Natürlich konnte es nicht mehr herunter und mußte daher, nachdem es von einem Kosakart Chloreformirt worden, von zehn Husaren heruntergetragen werden. — So schreibt man wenigstens der „S.-M.-Ztg.“ aus Großenhain.

Ein Blick auf den Mond.

Unter dieser Ueberschrift brachte kürzlich die Köln. Ztg. einen höchst interessanten Artikel über die Mondlandschaften, nach dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft. Wir entnehmen daraus Folgendes:

Der Mond wendet uns stets dieselbe Seite zu, und diese uns sichtbare kreisförmige Oberfläche umfaßt ein Areal von 344,320 Quadratmeilen, fast genau so viel als das russische Kaiserreich. Es ist also eine ungeheure Fläche, welche sich auf dem Monde unserm Studium darbietet, und man begreift ohne Schwierigkeit, daß deren erschöpfende Durchforschung mittels unserer heutigen Fernrohre eine Arbeit ist, die eines Menschen Kräfte übersteigt, besonders da der Astronom nicht immer beobachten kann, wenn er will, sondern völlig von der Laune des Wetters abhängt. Dennoch ist es gelungen, die Mondoberfläche kartographisch aufzunehmen, mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit, welche Bewunderung erregt, und die einzelnen Mondlandschaften mit ihren Bergen und Klüften sind vermessend und beschrieben worden, ähnlich wie irdische Landschaften. Dabei hat sich sofort ein fundamentaler Unterschied zwischen der Oberfläche des Mondes und derjenigen unserer Erde herausgestellt, indem nämlich auf dem Monde keine Ozeane und Meere vorhanden sind. Gleich nach Erfindung der Ferngläser hatte man zwar angenommen, daß auch der Mond Meere besitze, und glaubte diese in den großen grauen Flecken zu erkennen, die schon das bloße Auge in dem Vollmonde wahrnimmt. Die Meinung, die nur bei der früheren Unvollkommenheit der Ferngläser entstehen konnte, ist jedoch längst und endgültig als irrig erkannt worden. Schon vor ein kleines, auf einer Fensterbank aufstellbares Fernrohr mit 60 oder 80facher Vergrößerung besitzt und damit den Mond betrachtet, wird bald zu der Einsicht kommen, daß jene grauen Flächen des Mondes keine Meere sein können, sondern nur ebene Regionen. Denn in ihnen zeigen sich verstreut kleine Berge, welche schwarze Schatten werfen, Erhöhungen und Vertiefungen, die bei einem Wasserpiegel nicht vorkommen können. Ein genaues, Jahre lang fortgesetztes Studium der Mondoberfläche an mächtigen Fernrohren führt jedoch zu der Ueberzeugung, daß jene grauen Flecken wenigstens theilweise die Betten verschwundener Mondmeere sind, daß es für den Mond eine Zeit gegeben hat, zu welcher an seiner Oberfläche auch oceanische Wassermassen vorhanden gewesen sein müssen. Bezüglich unserer Erde nimmt man mit guten Gründen an, daß die freie Wassermenge sich im Laufe der Zeit vermindert. Es ist durchaus nicht widersinnig, anzunehmen, daß auf unserem Monde schon seit vielen Jahrtausenden die ursprünglichen Wassermassen vom Gestein des Bodens aufgesaugt und im Innern jenes Weltkörpers verschwunden sind, so daß heute nur noch die ausgetrockneten Betten der alten Ozeane vor unseren Blicken daliegen und die Mondoberfläche eine gebirgige, wasserlose Wüste bildet. Die ersten Beobachter des Mondes mit dem Fernrohr, welche jene grauen Flächen für Mondmeere hielten und ihnen entsprechende Namen gaben, waren daher nur insofern im Irrthum, als sie glaubten, diese Becken seien noch gegenwärtig mit Wasser erfüllt, was nicht der Fall ist. Mit starken Ferngläsern erkennt man, wie bereits bemerkt, in diesen Becken kleine Berge und kraterähnliche Bildungen, häufig

aber auch lange, niedrige Hügelzüge und Dämme, die sich weithin durch die Fläche erstrecken. Sie sind dann am deutlichsten sichtbar, wenn die Sonne erst kurze Zeit über ihnen aufgegangen ist und sie lange Schatten werfen. Auch kurz bevor die Sonne über einer Mondlandschaft untergeht, treten die kleinsten Hügel in den grauen Flächen oder Narven sehr klar hervor. Man sieht dann in Gegenden des Mondes, die sonst ziemlich monoton erscheinen, eine große Menge kleiner Unebenheiten, indem diese eben durch ihre Schatten in deutlichem Relief hervortreten. Manche der niedrigsten Hügelzüge, welche mittelgroße Fernrohre zeigen, mögen nur die Höhe unserer Kirchtürme erreichen, sie sind aber trotzdem sichtbar, sobald sie sich in den ebenen Flächen mehrere Meilen erstrecken, weil dann ihr Schatten als feine schwarze Linie erkennbar wird.

Die grauen Flächen erscheinen meist mit gewaltigen plateauähnlichen Gebirgsmassen umgeben, die ihrerseits allenthalben von ungeheuren kreisförmigen Ringwällen durchsetzt werden. Besonders auf der südlichen Hälfte der Mondkugel stehen diese Ringwälle so zahlreich aneinander gedrängt, daß die Mondoberfläche dort gleichsam durchlöchert aussieht. Man erblickt diese Formationen am deutlichsten etwa zur Zeit des ersten oder letzten Viertels und überhaupt, wenn der Mond als Sichel erscheint. Alsdann fallen die Sonnenstrahlen mehr oder weniger schräg auf die Mondoberfläche, und die kreisförmigen Vertiefungen sind voll schwarzer Schatten, während ihre Bergumwallungen im Sonnenlichte glänzen. Ein imponantes Schauspiel gewährt es, mit dem Fernrohre den Sonnenaufgang über einem solchen gewaltigen Bergwalle zu beobachten. Zuerst taucht aus dem schwarzen Nachtdunkel ein matter Punkt hervor, ähnlich einem schwachen Stern, aber nach und nach wird er heller und erscheint endlich als glänzender Lichtfleck. Es ist dies eine der höchsten Kuppen auf dem Ringwalle, die bereits von dem ersten Sonnenstrahl getroffen wird, während alles Uebrige noch in Nacht liegt. Nach einiger Zeit bemerkt man eine zweite glänzende Spitze, nicht selten auch noch eine dritte und vierte, und endlich sieht man einen leuchtenden Halbkreis, der eine nachtschwarze Fläche umschließt. Man hat jetzt den Gipfel des Ringwalles vor sich, der nun bereits im Lichte der Morgensonne glänzt, während die von ihm umschlossene Höhlung als tiefer Abgrund noch in Nacht liegt. Allmählich steigt die Sonne über jener fernen Landschaft höher und langsam kriecht das Licht die Abhänge des Walles hinab, immer deutlicher tritt dieses als zackige, wild zerrissene, Bergmasse hervor. Da plötzlich blitzt im Mittelpunkte des nachtdunklen centralen Abgrundes ein heller Punkt auf; auch er erweitert sich allmählich und endlich gewahrt man, daß hier ein Centralberg oder eine kleine Bergkuppe sich befindet, die immer klarer hervortritt. Nachdem die Sonne eine gewisse Höhe erreicht hat, wird allmählich auch die vom Ringwalle umschlossene innere Höhlung mehr oder weniger schattenfrei, nur auf dem einen Wallabhänge liegt ein kurzer, schwarzer Schatten und ebenso zeigt der Centralberg einen spitzen Schatten. Jetzt sind im Innern der Höhlung zahlreiche kleine Hügel, Gruben, Dämme und andere Unebenheiten des Bodens zu erkennen, bisweilen auch helle und dunkle Flecken, deren eigenthümliches Wesen räthselhaft ist. Nach außen zeigt sich der Ringwall wieder zerklüftet, Terrassen und kleine Parallellinien umsäumen seine Gipfel und tiefe, schwarze Schluchten laufen radial von ihm gegen die benachbarte Ebene hinaus. Auch erkennt man auf dem äußern sowohl als auch dem inneren Abhänge häufige kleine Krater, nicht selten auch ist der Wall an einer Seite zertrümmert und es hat sich hier ein neuer großer Krater eingeschoben. Nähert sich die Sonne für die betreffende Mondlandschaft ihrer Mittagshöhe, so verschwinden die Schatten und man erblickt nur noch eine einfarbige Fläche, in der gleichwohl hellere und dunklere Punkte zu erkennen sind. Nach und nach, in dem Maße als die Sonne sinkt, treten wieder kleine Schatten hervor, die aber nun alle nach Westen hinfallen, und die oben geschilderten Vorgänge wiederholen sich in umgekehrter Reihenfolge, bis die ganze Landschaft in der Mondnacht verschwindet.

Diese Schilderung ist übrigens nur sehr unvollkommen, denn eine Beschreibung kann die Pracht des Anblicks nicht ausdrücken, welchen der Sonnenauf- oder Untergang über eine wildzerklüftete Mondlandschaft an einem großen Fernrohre gewährt. Wie könnte man auch den Eindruck schildern, den der Beobachter empfangt, wenn er die Sonne aufgehen sieht über den ungeheuren Gebirgsmassen der Mond-Apeninen, die ostwärts 10,000 Fuß tief steil abwärts gegen eine weite, wellige Ebene, aus der neben vielen kleineren drei gewaltige Ringgebirge oder Krater, Archimedes, Autolchus und Aristillus genannt, emporragen! Mit einem Blick überschaut das Auge am Fernrohre hier eine Fläche von der Größe des deutschen Reiches, erfüllt mit einer unfassbaren Mannigfaltigkeit fremdartiger Gebirgsformen. In schweigender Ruhe breitet sich diese Mondwelt vor dem erstaunten Blicke aus; meilenlange tiefe Schatten senden die thurmformigen Gipfel der Apeninenkette in die Ebene, die mit zahllosen größeren und kleineren Unebenheiten bedeckt und von tief eingerissenen Schluchten durchzogen ist; wer kann alle diese kleinsten Pünktchen zählen, wer sie deuten und die stummen Geheimnisse enträthseln, die sich hier dem menschlichen Auge darbieten! Wenn man jahrelang behufs topographischer Studien die Mondoberfläche durchforscht hat, so wird man mit vielen Land-

schaften derselben allmählich aufs Genaueste vertraut man erwartet am Fernrohre das Auftauchen eines Ringgebirges, einer Berggruppe, eines steilwandigen kleinen Kraters, einer einzelnen Klippe aus der Mondnacht, und sie kommen hervor stets in den altbekannten Formen und dennoch in tausend feinen Einzelheiten dem Auge immer wieder Neues, nie Gesehenes darbietend. Wohl gewährt es ein erhebendes Gefühl, solche Blicke zu thun in eine ferne Welt, aber den Forscher, dessen Aufgabe es ist, diese unzähligen Einzelheiten der Landschaft in Karten niederzulegen und zu beschreiben, beschleicht doch eine tiefe Niedergeschlagenheit bei der Unmöglichkeit, Alles, was sein Auge sieht, zu vermaßen und zu zeichnen. Fast 15 Jahre lang hat Lohrmann, 7 Jahre hindurch Mädler ununterbrochen gearbeitet, um eine Generalkarte des Mondes im Maßstabe von 1: 3,556,000 herzustellen (es ist dies der gleiche Maßstab, in welchem in Stieler's Hand-Atlas die Uebersichtskarte des deutschen Reiches, Nr. 17, gegeben ist), aber 32 Jahre waren erforderlich zur Vollendung der in doppelt so großem Maßstabe ausgeführten Mondkarte von Julius Schmidt. In der Karte von Mädler sind 7735 Krater eingetragen, in derjenigen von Schmidt 32,856 und daneben unzählbar viele Berge und Hügel. Schmidt bemerkt, daß, wenn es möglich wäre, den Mond vollständig mit Hilfe einer 600maligen Vergrößerung abzubilden, so würde man allein gegen 100,000 Krater darzustellen haben, eine Schätzung, die ich nur als sehr mäßig bezeichnen kann, denn in manchen grauen Flächen des Mondes erblickt man bei sehr klarer, ruhiger Luft die kleinsten Krater zahlreich wie die Sterne des Himmels.

Bermischte Nachrichten.

— Furchtbares Unglück. Aus der Gouvernementsstadt Kostroma in Rußland sind Nachrichten über eine schreckliche Schiffs-Katastrophe eingelaufen. Der mit Thee, Rum und Zucker beladene Dampfer „Druschina“ gerieth auf der Fahrt von Nischni-Rowgorod nach Rybinsk (Gouvernement Jaroslaw) mitten auf dem Wolgastrome in Brand. Der Schiffskapitän ließ die Anker werfen, der Sturm riß sie aber entzwei und trieb das lichterloh brennende Schiff auf dem Strome weiter. Das Schiff gerieth unter andere Schiffe und setzte zwei derselben in Brand. Dann jagte der Sturm den Dampfer „Druschina“ in einen Hafen mitten unter eine Menge anderer Handelsschiffe, in Folge dessen viele Schiffe und der Hafen in Brand geriethen. Der Hafen- und der Schiffesbrand dauerte, von dem ausgegossenen Petroleum genährt, noch lange fort, und es schien keine Möglichkeit vorhanden, denselben zu löschen. Alle Waaren auf den Schiffen und in dem Hafen sind vernichtet, mehrere Menschen sind verbrannt. Der Strom glich mehrere Werst weit einem Feuermeere und gewährte einen fürchterlichen Anblick. Der Schaden wird sich auf mehrere Millionen Rubel belaufen.

— Aus Amerika. Vor etwa einem Monat nahm sich ein junger Deutscher — wenn wir uns nicht irren, ein Westfale — in Milwaukee, Wisc., das Leben. Der „Ansiedler in Wisconsin“ bringt über diesen Fall nach Angaben im „Herald“ das Folgende: „Der Selbstmord Paul Overbeck's giebt zu vielfachen Reflexionen Anlaß. Jung, gebildet, talentvoll, konnte es ihm doch nicht gelingen, sich hier eine Existenz zu schaffen und er zog den Tod einem schweren Kampfe um's Dasein vor. Junge Männer von gleicher Gemüthsart kommen jährlich zu Tausenden über's Meer, um hier elend zu Grunde zu gehen. Ihnen fehlt die Energie, die nöthige Thatkraft, sich trotz widriger Lebensumstände eine Stellung in der Welt zu erobern. Sie schreden vor dem Kampfe zurück, weil sie zu Hause verhätschelt und nicht früh schon daran gewöhnt worden sind, das Leben ernst zu nehmen. In den gebildeten Kreisen Deutschlands hält man es für eine Schande, die Söhne etwas Praktisches lernen zu lassen. Ist der Vater wohlhabend, dann ist es selbstverständlich, daß der Junge studiren muß, ist er arm, dann sagt er: „Der Junge soll es besser haben, wie ich es hatte, er soll sich nicht so zu plagen brauchen und muß auf die hohe Schule“. Gesagt, gethan. Der Vater darbt sich den Bissen Brod vom Munde ab, um die Collegengelder des Sohnes bezahlen zu können, während der Sohn oft gar nicht an's Studiren denkt, sondern in der Kneipe mit gleichen Gesinnungsgenossen sitzt. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Aufenthalt auf der Universität für viele junge Leute verhängnißvoll ist; die Unsitte des Sausens, welche unter den deutschen Studenten vorherrscht, hat schon viele hoffnungsvolle Jünglinge zu Grunde gerichtet und zu Trunkenbolden gemacht. Obgleich von den Todten nur Gutes gesagt werden soll, so können wir doch nicht umhin zu sagen, daß eine der Hauptursachen des Selbstmords das Kneipenleben war. Wie der Berichtstatter richtig schrieb, auf der Universität war Overbeck einer der Tollsten der Tollen. Er lernte dort das Trinken und brachte den Hang dazu auch nach Amerika mit. Anstatt nun hier seine freie Zeit dazu zu verwenden, gut Englisch oder etwas Praktisches zu lernen, verbrachte er seine Zeit in der Kneipe und klagte über das Land, weil ihm die gebratenen Tauben nicht in den Mund geflogen kamen. So geht es mit den meisten gebildeten jungen Leuten, die aus